



ALVA GEHRMANN

ALLES GANZ ISI

**Isländische Lebenskunst
für Anfänger und Fortgeschrittene**

Mit 87 Schwarzweißabbildungen

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Originalausgabe 2011
5., erweiterte und aktualisierte Auflage 2016
© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Umschlagbild: Zsuzsanna Ilijin
Layout: Stefan Krickl, München
Redaktion, Innengestaltung und Satz: Olaf Benzinger,
Verlagsbüro Lektyre, Germering
Gesetzt aus der Avenir 45 10/13,5°
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24874-7

Inhalt

	Vorwort	7
1	Kreativität	11
	Spontane Festivals 13 – Kreativ sein, damit man nicht vor Langeweile stirbt 19 – In Island ist jeder ein Künstler und jeder ein Star 22 – Eine Bar wandert nach London aus 24 – Experimentierfreude als oberstes Gebot 31	
2	Familie	42
	Die Insel Bielefeld 43 – Starke Vernetzungen 50 – Vier Kinder! Sind die alle vom selben Partner? 55 – Vier Mal Oma, vier Mal Opa 60 – Das allerletzte Blatt 63	
3	Natur	66
	Ein Volk, umzingelt von Natur 67 – Abtauchen in eine andere Welt 73 – Schnell mal etwas zimmern 76 – Bedrohungen mit Humor nehmen 85 – Eigenverantwortung anstatt Zäune 92	
4	Beruf	95
	Die Lust auf neue Dinge 99 – Stolz auf harte Arbeit 103 – Bloß nicht heimskur sein 105 – Weniger nachdenken, einfach machen 109 – Familie und Beruf 111	
5	Krisen	113
	Bankgebäude und Gefängnisse als »lustige Orte« 117 – Die positiven Seiten der Krise 125 – Einmal über alles reden 129 – Werbebroschüren neben Pressemitteilungen 133 – Sind Naturkatastrophen überhaupt Krisen? 134	

6	Schönheit	143
	Dress to impress 144 – Miss Aura und ihre innere Schönheit 152 – Machen Elfen schön? 156 – Mutiges Auftreten 162	
7	Tradition	165
	Blutwursttorten mit Ausblick 168 – Mehr Schafe als Menschen 171 – Mystische Wollwesen 180 – Kvöldvaka in den Westfjorden 184 – Wale bei Nacht 193 – Öliges Wundermittel 196	
8	Ausgehen	198
	New Yorker Feeling auf dem Dorf 201 – Party bei den Kennedys von Flateyri 204 – Erst Sex, dann Kaffee trinken! 207 – Informationspool Frauentoilette 213 – Schaffe dein eigenes Festival 215	
9	Relaxen	219
	Das nasse Café der Isländer 226 – Hot-Pot-Schnitzeljagd 230 – Von Islandpferden und Bratpfannen 236 – Gründe ein Museum 240	
10	Neue Abenteuer	245
	Ein „Hú, hú“ geht um die Welt 246 – Panama Papers – Die sagenumwobene 600-Personen-Liste 250 – Singende Politiker 253 – Bürgermeister-Posse: Die neue Karriere des Jón Gnarr 256 – Gefangen in Baltasar Kormákurs filmischem Island 259	
	Anhang	269
	Buch- und Filmtipps, Eigene Abenteuer, Bildnachweis, Danksagung	



Eigentlich bin ich ein gut organisierter Mensch. Ich mache To-do-Listen, habe ein schlechtes Gewissen, wenn ich auf eine SMS nicht direkt antworte, und versuche, berufliche Reisen immer genau zu planen. Das ist zwar aufwändig, doch es geht ja nur so. Dachte ich. Und so war meine erste Reise nach Island auch ein Schock. Während ich zwei Wochen vorher die Interviews mit einer Mitarbeiterin des Außenministeriums, mit dem Fernsehstar, der Polizeisoziologin und anderen verabreden wollte, bekam ich fast immer die gleiche Antwort: »Ruf mich am Tag vorher noch mal an, dann kriegen wir das schon irgendwie hin.« Was? Am Tag vorher? Ich bin aber doch insgesamt nur vier Tage in Island und muss zehn Leute treffen. Ich war in Panik. Und dann machte ich das, was die Isländer auch tun. Ich gab mich dem Flow hin, ließ die Dinge einfach laufen. Und siehe da, es klappte. Die Termine ergänzten sich perfekt, und wo es doch Überschneidungen gab, waren selbst der viel beschäftigte TV-Moderator und die Ministeriumsbeamtin, die eigentlich ihre Kinder abholen wollte, flexibel genug, eine Alternative anzubieten. Sicherlich sind die Entfernungen in Reykjavík nicht so groß wie in Berlin, doch es ist vor allem eine Frage der Haltung. Das war vor gut zehn Jahren. Und so begann eine zarte Liebesgeschichte zwischen Island und mir. Schon einige Jahre zuvor war ich als Backpackerin mit 14 Kilo auf dem Rücken um die

Insel gereist, sah mir an, wie riesige Eisbrocken in einem Gletschensee trieben, wurde im Hochland beinahe von einem Sturm weggepusht und genoss die weiten Landschaften, in denen kein Baum den Panoramablick trübt.

Island gab mir immer ein Gefühl von Freiheit, nicht nur in der scheinbar unbegrenzten Natur, sondern vor allem durch die Lebensart der Inselbewohner. Sie trauen sich, jede noch so verrückte Idee auszuprobieren – und zwar stets mit hundertprozentiger Leidenschaft. Wenn es nicht klappt, ist das nicht so schlimm. Dann versuchen sie eben etwas Neues. Mittlerweile verbringe ich jedes Jahr mehrere Monate im Land, ich schreibe Reportagen über die Isländer, reise beruflich und privat um die Insel und lebe meist in derselben Reykjaviker Wohnung: im Haus eines älteren Ehepaares, das mir liebevoll hilft, mein Isländisch zu verbessern.

Ist ihre Wohnung belegt, bieten mir Freunde, die nur auf 25 Quadratmetern leben, selbstverständlich an, bei ihnen zu bleiben. Nicht nur mal für eine Nacht, sondern für Wochen. Das Einzige, was sie stresst, ist mein Bedürfnis, mich ständig bei ihnen bedanken zu wollen – mit Worten oder Einladungen zum Essen. Für die Isländer ist es normal, zusammenzurücken und sich spontan auf neue Ereignisse einzustellen.

So reiste während der Fußball-Europameisterschaft ein Zehntel der Nation nach Frankreich, um dem Spektakel nah zu sein. Die Isländer begeisterten die Welt mit ihrer lautstarken „Hú, hú“-Ruf-Klatsch-Choreografie und dem beherzten Spiel ihrer Mannschaft. Das Team und das isländische Publikum waren eine Einheit – eine Familie.

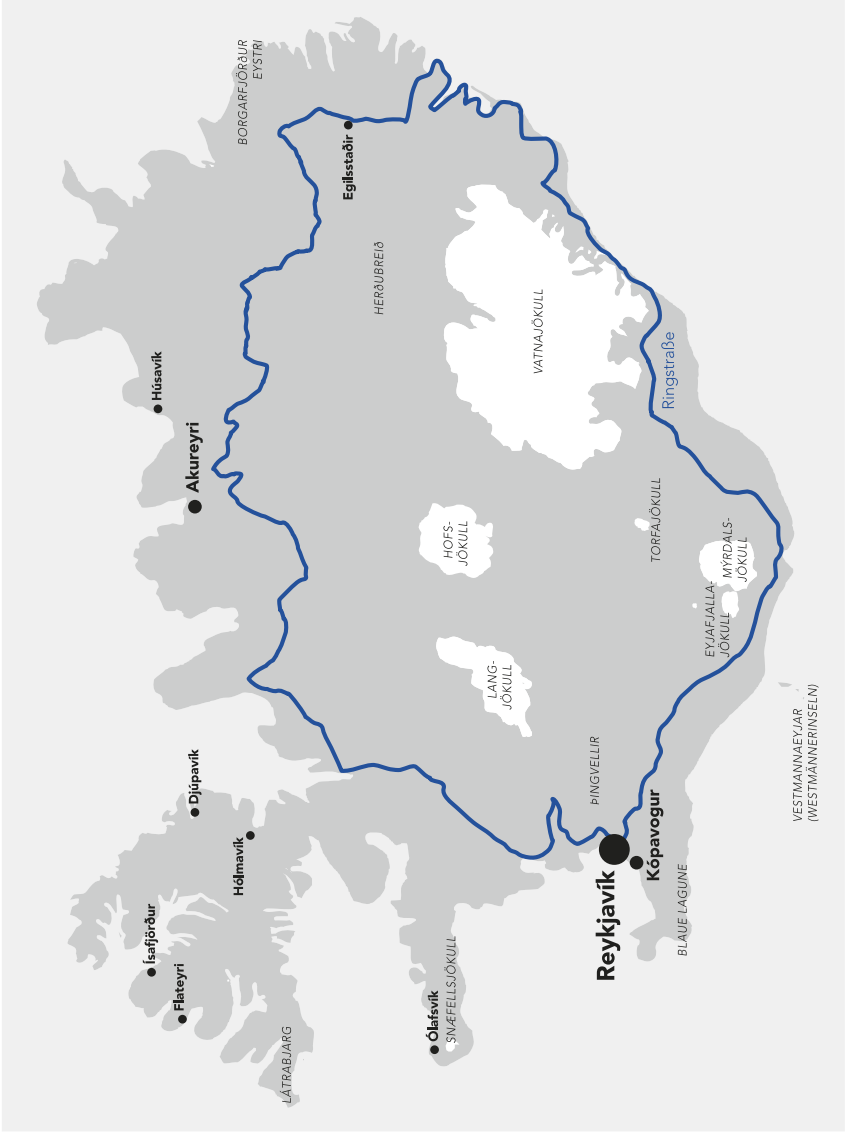
Auch große Finanzkrisen oder die Enthüllungen der Panama Papers stehen in keinem Terminkalender, genauso wenig wie Vulkanausbrüche, die plötzlich über sie hereinbrechen. Ihr Land ist ständig in Bewegung, so nehmen sie Veränderungen erstaun-

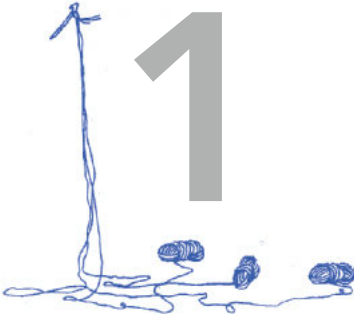
lich gelassen hin und trauen sich, immer wieder andere Wege zu gehen.

Nach dem Finanzcrash wählten die Reykjavíker den berühmtesten Komiker des Landes zu ihrem Bürgermeister, obwohl der im Wahlkampf versprach, offen korrupt zu sein und nur sich und seine Freunde zu bereichern. Die Isländer nehmen das Leben und die Krisen nicht so ernst, denn eigentlich ist ihre unwirtliche Insel im abgelegenen Nordatlantik eine einzige Krise. Dafür aber auch eine sehr schöne, kreative und spannende.

Also: Alles ganz Isi!

PS: Da dies ein Buch über die isländische Lebensart ist und Sie ja offen sind, sich mit ihr zu beschäftigen, beginnen wir schon mal mit dem ersten Hinweis: In Island gibt es zwar theoretisch die formelle Anrede »Sie«, aber es duzen sich alle – selbst der Präsident wird mit Vornamen angesprochen. Darf ich mich dir also vorstellen: Mein Name ist Alva.





Kreativität

*Wir planen nicht gerne.
Wir wollen, dass die Zukunft
spannend bleibt.*

Hallgrímur Helgason, Schriftsteller

An einem Nachmittag im August unterhielt ich mich mit einer Freundin über ihre bevorstehende Ausstellung. Sirra Sigrún Sigrúardóttir ist eine bekannte Künstlerin aus Reykjavík, sie war mit ihrer Familie und einigen Kollegen zu Besuch in Berlin. Die Sonne schien, Sirra kam gerade vom Flohmarktbummel zurück. Bis die ersten Gäste zu ihrer Vernissage in der Galerie 111 kommen würden, waren es noch knapp zwanzig Stunden. »Was zeigst du morgen?«, fragte ich sie. »Hm, ich weiß noch nicht genau.« Sirra lächelte ein wenig verlegen, überlegte kurz. Bevor sie weiter antworten konnte, sprang ihre neunjährige Tochter Katrín für sie ein: »Mama, das ist doch kein Problem. Wenn uns nichts einfällt, machen wir einfach eine Performance!« Irgendetwas findet sich immer. Sirra erzählte mir später, dass sie sich zwar schon grob überlegt hatte, mit dem Ort der Galerie zu arbeiten, etwas zu filmen, aber dass sie auch diesen Kick mag – etwas in kurzer Zeit zu kreieren. Die Galerie liegt in einem verunsicherten Hinterhof in der Torstraße 111 und ist einer der wenigen Plätze in Berlin-Mitte, die noch den Charme der Neunziger hat, als sich in scheinbar jedem Hinterhof und Keller eine Dienstagsbar, eine Mittwochskneipe oder ein geheimer Donnerstagsclub verbarg. Angesiedelt in einer Ruine, von der nur noch die erste Etage steht und aus der zweiten Birken in den Himmel wachsen, ist der Ort die perfekte Spielwiese für experi-

mentelle Künstler wie Sirra und ihre Kollegen von der Kling & Bang Gallerí. Immer wieder kehren sie zurück und verwandeln den Hinterhof mit Happenings und Performances in ein Klein-Reykjavík. Genau wie diesmal.

Diese Lust am Spontanen ist kein Künstlerphänomen, sondern Teil der isländischen Identität: Isländer planen nicht gerne, sie wollen, dass die Zukunft aufregend und ungewiss bleibt. Und

Die Aussprache im Isländischen

Das isländische Alphabet verfügt über 32 Buchstaben, es gibt kein C, Q, W und in den siebziger Jahren wurde nach langen Debatten das Z abgeschafft. (Man sprach das Z ohnehin wie S aus, bei Eigennamen und Spezialitäten wie Pizza wird es aber weiterhin genutzt, denn »pissa« bedeutet im Isländischen »pinkeln«.) Dafür haben die Insulaner einige altnordische Zeichen: Das ð ähnelt dem stimmhaften »th« wie im englischen »this«; das æ wird wie »ai« / »ei« ausgesprochen, das þ erinnert an das stimmlose »th« wie im engl. »thick«. Als wäre das nicht schon kompliziert genug, wird »ll« oft wie »ttl« ausgesprochen: Der Nationalpark Þingvellir heißt dann also Þingvettlir. Dagegen sind die Vokale mit Akzent á (wie: »au«) und é (wie: »jä«) noch relativ einfach, beim u gilt es ebenfalls, auf das kleine Häkchen zu achten. Denn »full« bedeutet voll (auch im Sinne von betrunken) und »fúll« stocksauer, da kann es leicht zu Missverständnissen kommen. Immerhin ist auf eines Verlass: Im Isländischen wird jedes Wort auf der ersten Silbe betont.

irgendwie entspricht das ja ihrer weit abgelegenen Insel im Atlantischen Ozean. Natürlich machen auch sie Pläne und Termine, aber wer hier lebt, weiß, dass sich alles jederzeit ändern kann – durch Nieselregen, Schneestürme, Erdbeben oder Vulkanausbrüche. Die Natur zeigt den Isländern regelmäßig ihre Kraft und beeinflusst den Tagesablauf. Im Negativen wie im Positiven: Gibt es einen unerwartet warmen Tag, bekommen Schüler und Angestellte schon mal »sonnenfrei«.

Isländer müssen also von Natur aus flexibel und offen dafür sein, gerade gehegte Pläne wieder über Bord zu werfen. Das prägt, genau wie die Nähe untereinander in einer kleinen Gesellschaft mit 336 000 Einwohnern, von denen fast zwei Drittel im Großraum Reykjavík leben. Viele kennen sich persönlich oder wissen zumindest, wer mit wem zur Schule gegangen ist oder mal ein Date hatte. Und im Zweifel ist man ohnehin miteinander verwandt. Das ist kein Klischee, sondern wissenschaftlich belegt.

Spontane Festivals

Die familiäre Nähe und die bisweilen raue Natur prägen auch das Musikfestival »Aldrei fór ég suður« (übersetzt: »Ich fuhr nie nach Süden«; mit Süden ist Reykjavík gemeint). Es ist das beste Beispiel für die isländische Lebensart, »eine lustige kleine Kreatur«, so nennt der Musiker Mugison sein Festival. Zum ersten Mal tauchte diese Kreatur 2004 in Ísafjörður auf und kommt seitdem jedes Jahr an Ostern zurück – ähnlich wie die großen Wale, die sich gelegentlich vor der Küste tummeln, um dann wieder in den Weiten des Meeres zu verschwinden. Die Hafenstadt liegt im äußersten Nordwesten Islands und gehört zu den einsamen Westfjorden, von denen Halldór Halldórsson, der

langjährige Bürgermeister Ísafjörðurs, mal stolz sagte: »Diese Natur verlangt viel von dir, gibt dir aber auch viel zurück.«

Wenn deutsche Veranstalter sich das Konzept und die Organisation des Aldrei-Festivals ansehen würden, sie würden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Das beginnt schon mit den örtlichen Gegebenheiten: Die Anreise aus dem 457 Straßenkilometer entfernten Reykjavík ist ein Abenteuer, da Ende März häufig dicke Wolken an den schroff abfallenden Bergen hängen bleiben oder Schneestürme wüten. Die Berge rahmen Ísafjörður ein und gewähren Schutz, können den Anflug auf die Minimetropole aber auch zu einer Grenzerfahrung machen.

Manchmal geht wegen der schlechten Sichtverhältnisse erst gar kein Flieger, manchmal kreisen die kleinen Maschinen zwanzig Minuten über dem Fjord, in der Hoffnung, dass sich die dichte Nebelwand kurz lichtet, um dann kamikazemäßig auf dem Rollfeld zwischen den steilen Berghängen und dem Meer zu landen.

Mit dem Auto ist es nicht unbedingt einfacher, nach Ísafjörður zu gelangen. Selbst Jeeps mit Winterreifen schlittern bei Schneetreiben über die schmalen Landstraßen, die in den Berg gehauen wurden. Du kannst nur froh sein, wenn ein erfahrener Isländer hinterm Steuer sitzt, der in diesem Moment besonnen gegenlenkt.

Da es in der Festival-Stadt mit seinen knapp 4000 Einwohnern lediglich ein Hotel und wenige Gästehäuser gibt, übernachten die meisten Besucher bei Freunden oder Verwandten auf der Wohnzimmercouch; einige fahren nachts sogar noch einen Fjord weiter, um im zwanzig Kilometer entfernten Nachbarort zu schlafen. Als Mugison einmal Probleme hatte, für alle Gäste

eine Unterkunft zu finden, rief er kurzerhand die Polizei an: Sie ließen die Besucher dann in den Gefängniszellen übernachten.

Petta reddast – das wird schon irgendwie klappen, lautet das Lebensmotto der Isländer. Nach dem Finanzcrash im Oktober 2008 war es kurze Zeit verpönt, das zu sagen, doch bei vielen ist diese Haltung tief in ihren Seelen verankert. Manche sagen es heute zwar mit ironischem Unterton, doch es klappt noch immer: Da jeder jemanden kennt, der helfen kann, und die Inselbewohner es sowieso gewohnt sind, sich spontan auf neue Herausforderungen einzustellen, gibt es für alles eine Lösung. Und wenn es eine Zelle als Nachtquartier ist.

Auf die Idee für das Festival kam Mugison, der eigentlich Örn Elías Guðmundsson heißt, 2003 in Großbritannien. Sein Vater begleitete den international bekannten Elektropop-Musiker damals auf ein Festival im Londoner Institute of Contemporary



Arts. An jenem brütend heißen Sommertag war der Event perfekt organisiert, es gab einen genauen Ablaufplan für die Künstler, den Soundcheck hatten sie schon vor Stunden gemacht, nun hieß es wieder warten.

Vater und Sohn tranken ein Bier.

Und warteten. Tranken noch ein Bier.

Irgendwann war Mugison an der Reihe, spielte ein paar Songs und hatte dann nach einem langen Tag des Herumsitzens frei. Die beiden Isländer feierten ein bisschen weiter, an jenem Sommertag in London. Je betrunkenener sie wurden, umso verrückter wurden die Ideen: Wie könnte ein Festival aussehen, das das absolute Gegenteil von diesem Gig wäre? Sie stellten sich vor, wie Arbeiter aus einer Kleinstadt die Hauptattraktion wären und die bekanntesten Musiker Islands die Supporting-Acts. Am nächsten Morgen begeisterte sie der Gedanke immer noch, also riefen sie ein paar Leute an, und Ragnar Kjartansson, ein befreundeter Musiker und Künstler, mobilisierte in kurzer Zeit einige Bands. Die Regeln waren einfach: Das Festival findet über Ostern in Ísafjörður statt, zu einer Zeit, in der es dort ziemlich kalt und ungemütlich ist. Jeder ist ein Headliner, es gibt keine Gagen und keine Soundchecks. Jede Band darf genau zwanzig Minuten spielen.

Fehlte nur noch die Halle. Wie bei so vielem begann man auch hier erst ein paar Tage vor Konzertbeginn langsam darüber nachzudenken. Ein reines Open-Air-Event wollten sie selbst ihren hartgesottenen Landsleuten nicht antun, fürs Equipment wäre das ohnehin ungünstig gewesen. Schließlich kommt der Schnee hier – genau wie der Nieselregen – durch den sich ständig drehenden Wind aus allen Richtungen.

Ein paar Telefonate später fanden die Organisatoren die Fabrikhalle einer Firma, die gerade dichtgemacht hatte. »Klar könnt ihr die Halle nutzen, sie steht aber noch voller Kram«, sagte der

Firmenchef. Mugison und Mugipapa, wie sein Vater genannt wird, trommelten eine Truppe von freiwilligen Helfern zusammen. Praktischerweise hatte kurz vorher ein Freund erzählt, dass er einen Gabelstapler besitze, für den Fall, dass sie mal etwas räumen müssten. Innerhalb von drei Tagen war die riesige Halle leer.

Und so konnte Ostern 2004 das ungewöhnliche Festival starten, das bis heute nach dem gleichen Muster abläuft und immer größer wird: 5000 Besucher kamen zur siebten Veranstaltung. Aus der lustigen kleinen Kreatur könnte leicht ein ernsthaftes, großes Geschäft werden, doch die »Organisatoren« des »Aldrei fór ég suður«, dessen Motto einem alten Song des isländischen Popstars Bubbi Morthens entlehnt ist, wollen das nicht. Sie lieben das Chaotische und Improvisierte – das Festival soll ja das Gegenteil von den üblichen sein.

Und so wird weiterhin kein Eintritt verlangt, außerdem darf jeder sein eigenes Bier mitbringen, das hier meist noch aus Dosen getrunken wird. Das kann man allerdings auch an Verkaufsständen erstehen, ebenso wie Cola, Fischsuppe und Fischbrei, die Preise sind so moderat, dass damit kaum Gewinne erzielt werden. »Die einzige wirklich strenge Regel, die wir bei diesem Festival haben, ist, dass jeder so viel Spaß wie möglich haben soll«, sagt Mugison. Er trägt einen selbst gestrickten Pulli und eine dicke Mütze aus Schafswolle, so lassen sich die eisigen Temperaturen vor der Fabrikhalle am Rande der Stadt leicht ertragen.

Die riesigen Rolltore sind weit geöffnet, sodass die Kälte und der Schnee schön in die Konzerthalle wehen können. Für die einheimischen Besucher kein Problem: Schließlich tragen die meisten ihre wärmenden Islandpullis.

An welchem Tag und zu welcher Uhrzeit die angekündigten Bands spielen, erfährt man erst vor Ort – das Line-up wird wie

alles andere recht spontan entschieden – weil es zum Prinzip gehört und weil auch am ersten Festivaltag noch nicht klar ist, welche Bands es überhaupt in die Westfjorde schaffen. 2010 konnte von vier Maschinen nur die erste fliegen, das heißt einige Musiker blieben in Reykjavík stecken. Das Publikum lässt sich einfach überraschen. Mugison selbst haben viele allerdings verpasst, denn obwohl er einer der berühmtesten Acts an diesem Wochenende war, trat er schon am ersten Abend ganz früh auf.

Sein Vater hingegen, der Hafenmeister von Ísafjörður ist und nur hobbymäßig zur Gitarre greift, spielte mit seiner Band Yxna am Samstag als einer der Letzten. Dazwischen sah das Publikum unter anderem, wie sich Bóas, der Sänger der Rockband Reykjavík!, die Seele aus dem Leib brüllte, wippte zu den Beats der gefeierten jungen Countrysängerin Lay Low und freute sich auf die lokale Band Skúli mennski, deren Name »Skúli, der Mensch« bedeutet. Die Unterscheidung war nötig, da es in der Kleinstadt über viele Jahre neben dem Troubadour Skúli einen gleichnamigen, allseits bekannten Hund gab, der durch die Straßen Ísafjörðurs streunte.

Beim ersten Festival musste Mugison noch Bands anrufen, inzwischen hat er die Qual der Wahl. Über 200 Gruppen melden sich freiwillig, um bei diesem Happening dabei sein zu können, doch nur knapp fünfzig können mitmachen. Das Aldrei-Festival ist wie ein großes Familienfest: Großeltern gehen mit ihren Enkeln hin, Seemänner hören zum ersten Mal Technobeats, und Teenies treffen sich zum gemeinsamen Feiern.

Isländer tanzen ausgiebig, ob da nun ergraute Rocker auf der Bühne stehen oder die Band mit dem Nummer-eins-Album. Nur bei Hardcore-Metalbands zieht es doch einige vor die Halle, wo der Frost den Boden in eine spiegelglatte Eisfläche verwandelt hat. Obwohl es draußen zehn Grad unter null sind, ste-

hen viele stundenlang in der Kälte, plaudern und trinken. Kinder tollen im Freien und bauen Schneemänner, die Großeltern gratulieren ihrem Nachwuchs zum gelungenen Auftritt. Zwischendurch werfen sie einen Blick auf das handgeschriebene Konzertprogramm, das auf einer großen Tafel steht, die an Dixie-Klos gelehnt wurde. Sind die Musiker gerade nicht auf der Bühne, mischen sie sich unters Volk. Der Backstage-Bereich ist so gut wie leer und offen, jeder kann durch. Und es gibt natürlich keine Security.

Kreativ sein, damit man nicht vor Langeweile stirbt

»Vielleicht kann es so ein Festival nur hier geben«, sagt Helgi Björnsson, von seinen Fans auch Holy B. genannt, weil sein Vorname »der Heilige« bedeutet. Der Schauspieler und ehemalige Rockstar kommt ursprünglich aus den Westfjorden und trat Ostern als Überraschungsgast beim Festival auf. Das Publikum tobte und jubelte. Seine Landsleute seien gut darin, Events zu schaffen, sagt der 52-Jährige. »Wir müssen tatkräftig und erfinderisch sein, sonst würden wir in den langen Wintern vor Langeweile sterben.«

Kunst wird in Island auf keinen hohen Sockel gestellt, sie passiert beiläufig und ist überall: in der Scheune eines abgelegenen Hofes im Norden des Landes ebenso wie in der Hauptstadt Reykjavík oder in einer leerstehenden Fischfabrik. Man kauft sich ein altes Haus, renoviert es selbst und macht daraus eine Künstlerresidenz.

Dass er als Isländer ein bisschen anders ist, merkte Mugison unter anderem, als er auf einer Londoner Schule Musikproduktion studierte. Kurz vor ihrem Abschluss sollten die Studenten ihre Pläne für die Zukunft vorstellen. Die Franzosen, Engländer und

Deutschen hatten fast Zehnjahrespläne gemacht. Einer von ihnen, erinnert sich Mugison, wollte erst Teejunge, dann Runner, dann dritter Assistent und irgendwann Produzent werden. Der damals 26-Jährige schämte sich beinahe für seinen kurzen Vortrag: »Ich möchte ein Album machen, es auf meinem eigenen Label veröffentlichen und noch Zeit für die Familie haben.« Genau das tat er dann: Neun Jahre später hat Mugison bereits fünf Alben auf den Markt gebracht, ist verheiratet, Vater von zwei Söhnen und lebt mit seiner Familie in einem kleinen Ort bei Ísafjörður, zumindest wenn er nicht gerade tourt.

»Es kommt nicht darauf an, was du tun kannst, sondern was du tatsächlich machst«, hat ihm ein erfahrener Musiker mal gesagt, alles kann sich von heute auf morgen ändern, also nutze den Moment. Das lehrt sie die Natur und bringt viele Isländer dazu, sich mit einer nahezu kindlichen Naivität an kreative Unternehmungen zu wagen. Einige publizieren ihre Familiengeschichte, andere produzieren ein Album und bezahlen den Tontechniker damit, dass sie in seinem Studio einen neuen Fußboden verlegen; der Landarzt schreibt ein Drehbuch und verfilmt die Geschichte mit dem halben Dorf als Besetzung.

Probiere es einfach, es wäre dumm, es nicht zu tun!

Fast alle, seien es nun der alte Seemann, die Bäuerin oder der Wirtschaftsstudent, haben schon in mindestens einer Band gespielt, auf der Theaterbühne gestanden, Gedichte verfasst oder ein Buch veröffentlicht. So ist denn auch die Reaktion darauf, dass ich an einem Buch arbeite, in etwa so, als würde ich sagen, dass ich am Wochenende eine Wanderung mache. »Ah, du schreibst ein Buch? Okay.« Punkt.

In Deutschland ist das, wie jeder weiß, ein bisschen anders. Natürlich gibt es bei uns Tausende Kreative und noch mehr Hobby-Musiker und Dichter, aber wie viele von uns haben sich schon vorgenommen, ein kreatives Projekt anzugehen, und es